

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1930)
Heft: 7

Artikel: Die drei Träume der steigenden Betrübnis
Autor: Kolb, Annette
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-760141>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 12.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die drei Träume der steigenden Betrübnis

von *Annette Kolb*

Präludium

Eine Landstraße im Abendlicht. Ich komme an einer Gruppe junger Leute vorbei, von welchen ich unbesehen und ohne sie zu kennen weiß, daß sie auf die Freud'sche Traumtheorie eingeschworen sind. Ich halte sie an, um es ihnen vorzuwerfen und mache, wie so oft bei wachem Zustand, geltend, daß sie eine gänzlich unphilosophische sei; wie so oft bei wachem Zustand füge ich hinzu, daß sich ohne weiteres ein dickes Lexikon von Träumen zusammenstellen ließe, denen auf Grund dieser Methode nicht beizukommen wäre. Ohne auf eine Entgegnung zu warten, wende ich mich wieder ab und träume – wie zum Exempel? – unvermittelt weiter.

I.

Ich sitze in einem großen Konzertsaal. Viel Publikum, auch auf den Estraden. Mir scheint, daß mich von dort jemand beobachtet. Doch ist die Entfernung zu groß, um Gesichter zu unterscheiden. Musik hört man keine. Es liegt mir die angebrochene und schon etwas mürbe Hälfte einer Semmel zur Hand, und ich lege sie in meine Tasche. Eine undefinierbare Niedergeschlagenheit hat mich erfaßt. In der Tasche liegen nämlich allerlei beschriebene Papiere, sie ist viel getragen, das Futter ist abgenutzt. Dazu die angebrochene und schon etwas mürbe Hälfte der Semmel geben ein so schmuckloses und alltägliches Ganze ab, daß ich in Seufzer ausbreche. Die Blicke, die von der Estrade aus mich beobachten, haben sich verschärft und sind deutlich erkennbar geworden. Und nach wie vor ertönt keine Musik.

II.

Ich steige eine Leiter hinauf. Sie liegt nicht etwa einer Scheune an, sondern führt gradewegs in ein Haus, in einen Raum vielmehr, dessen Front offen steht wie die eines Puppenzimmers. Ich möchte mich hineinschwingen, doch klafft eine weite Lücke zwischen der obersten Sprosse und dem Fußboden. Ich rufe, denn es sind Stimmen nebenan vernehmbar, doch niemand tritt hervor, ob ich auch rufe. Es ist aber das Haus, in dem ich meine Jugend und meine Kindheit verbrachte. Während ich fortfahre zu rufen, greift ein Gefühl der Abgetrenntheit

in mir Platz, wie ich sie in diesem Übermaß noch nie empfunden habe. Sie greift in mir Platz: es gibt kein anderes Wort: mein Inneres hat sich zu einer Stätte der Abgetrenntheit und Vereinsamung geweitet. Und dann stehe ich doch, ohne daß mir jemand beigestanden hätte, mitten im Zimmer, das nichts enthält als einen Flügel. Ich öffne ihn stehend, aber die Tasten der Mittellage sind verquollen und aufgetrieben, teils wie kranke Finger, teils wie verfilztes Tuch. Der Flügel ist nicht spielbar und ich sage zu einer meiner Schwestern, die nun plötzlich zugegen ist: «Es wird dir der meine zufallen.» Ich blicke auf und sehe jetzt, daß die Wände neu austapeziert sind, doch ist die Farbe von einem zwar ausgesprochenen, aber stumpfen und leblosen Grün, und ich schicke mich nicht an, die übrigen Zimmer zu betreten, weil alles so verändert ist.

III.

Sondern ich befinde mich schon andernorts: auf der Tribüne eines Riesengebäudes, das eine Arena enthält. Dort steht jemand, den ich kenne, und der mir eine Frage zuwirft. Außer uns beiden ist niemand zu sehen. Und schon gibt es keine Sprache, in der sich auch nur im mindesten die letzte Hoffnungslosigkeit ausdrücken ließe, welche zeitlos schnell mich verheert. Und um diese Unmöglichkeit zu bekunden, stoße ich auf italienisch den Satz hervor: «è il fatto della vita» und noch einmal: «è il fatto della vita!» rufe ich hinab. «Es ist Tatsache des Lebens» hätte ebensowenig besagt, allein man war am Ende aller Worte. Der Bekannte in der Arena gibt mir zu verstehen, daß ich einer so uferlosen Trauer nicht gewähren dürfe. Dabei merke ich, daß er die Arena verlassen will und der Tribüne zustrebt, die *mein* Platz ist. Dies mißfällt mir ungemein. Ich entferne mich daher und setze mich seitwärts an ein Tischchen. Aber da ist er richtig heraufgekommen! Er ist nicht in der Arena geblieben, sondern nähert sich mir. Die Verstimmung hierüber überbietet auf geheimnisvolle Weise sogar meine Betrübnis, ich nehme keine Notiz von ihm. Einst würde ich nicht gewagt haben, ihm so zu begegnen. Damals war ich sehr jung und er hatte mich sehr eingeschüchtert. Er war ein netter, witziger und origineller, aber doch schon recht alter Herr gewesen. Und nun war er seit vielen Jahren tot. Ich hatte nichts mit ihm zu tun und sein Platz war die Arena. Er bietet mir Zigaretten, solche die ich am meisten liebe, doch ich wehre ab. Glas Wasser will ich auch keines. Ich will meiner treibenden Betrübnis überlassen bleiben. Ging er? Ich weiß es nicht. Denn ich erwachte unter schweren, andauernden Stößen meines Herzens.